



BENJAMIN ALIRE SÁENZ

ARISTOTELES UND DANTE

entdecken die
Geheimnisse
des Universums

ROMAN

THIENEMANN

Vier

Im Schwimmbad musste ich als Erstes duschen. Das gehörte zu den Regeln. Jawohl, Regeln. Ich hasste es, mit einem Haufen anderer Jungs zu duschen. Es gefiel mir einfach nicht. Manche Jungs redeten gern viel, als wäre es ganz normal, mit anderen unter der Dusche zu stehen und über verhasste Lehrer herzuziehen oder den letzten Film, den man gesehen hatte, oder über das Mädchen, mit dem man gern was machen würde. Ohne mich, ich hatte nichts zu sagen. Jungs in der Dusche. Nicht mein Ding.

Ich lief zum Becken, setzte mich an die Nichtschwimmerseite und tauchte die Füße ins Wasser.

Was macht man im Schwimmbad, wenn man nicht schwimmen kann? Es lernen. Ich schätze, das ist die Antwort. Immerhin hatte ich mir schon beigebracht, mich über Wasser zu halten. Irgendwie war ich offenbar über ein physikalisches Gesetz gestolpert. Und das Beste daran war, dass ich es ganz allein entdeckt hatte.

Ganz allein. Ich liebte diesen Ausdruck. Ich war nicht gut darin, andere um Hilfe zu bitten, eine schlechte Angewohnheit, die ich von meinem Vater geerbt hatte. Außerdem nervten die Bademeister, die sich selbst Rettungsschwimmer nannten. Sie waren nicht daran interessiert, einem dünnen fünfzehnjährigen Rabauken das Schwimmen beizubringen, sondern eher an Mädchen, denen plötzlich Brüste wuchsen. Sie waren besessen von Brüsten. Ehrlich. Ich bekam mal mit, wie ein Bademeister sich mit einem anderen unterhielt, während er auf eine Gruppe kleiner Kinder aufpassen sollte. »Ein Mädchen ist wie ein Baum mit Blättern. Man möchte einfach hochklettern und jedes einzelne Blatt abreißen.«

Der andere Typ lachte und sagte: »Du bist ein Arschloch.«

»Nein, ich bin ein Dichter«, sagte er. »Ein Dichter des Körpers.«

Und dann lachten sich beide halb schlapp.

Ja, klar, die zwei waren angehende Walt Whitmans. Mit solchen Typen wollte ich wirklich nichts zu tun haben. Im Ernst, mir waren solche Typen nicht ganz geheuer. Ich weiß nicht genau, warum. In ihrer Nähe fühlte ich mich immer fehl am Platz. Ich glaube, es war mir verdammt peinlich, dass ich ein Junge war. Und die vage Aussicht, später auch mal so ein Arschloch zu werden, fand ich echt deprimierend. *Ein Mädchen ist wie ein Baum?* Klar, und ein Typ ist ungefähr so schlau wie ein totes Stück Holz voller Termiten. Meine Mutter hätte gesagt, sie durchlaufen nur eine Phase. Irgendwann käme ihr Verstand schon wieder zurück. Ich war mir da nicht so sicher.

Vielleicht war das Leben ja wirklich nur eine Abfolge von Phasen – eine Phase nach der anderen. Vielleicht würde ich in ein paar Jahren dieselbe Phase durchlaufen wie die

achtzehn Jahre alten Bademeister. Nicht dass ich an die Phasentheorie meiner Mutter glaubte. Für mich war das keine Erklärung, sondern eher eine Entschuldigung. Ich glaube nicht, dass meine Mutter die Sache mit den Jungs ganz durchschaute. Genauso wenig wie ich. Und ich war ein Junge.

Ich hatte das Gefühl, dass irgendwas nicht mit mir stimmte. Wahrscheinlich war ich mir selbst ein Rätsel. Das war ätzend. Ich hatte ernste Probleme.

Eines war sicher: Ich würde keinen dieser Idioten bitten, mir beim Schwimmenlernen zu helfen. Es war besser, allein zu sein und sich elend zu fühlen. Es war besser zu ertrinken.

Ich blieb also für mich und ließ mich ein bisschen auf dem Wasser treiben. Nicht dass mir das Spaß machte.

Und dann hörte ich seine leicht näselnde Stimme. »Ich kann dir beibringen, wie man schwimmt.«

Ich ruderte zur Beckenseite, richtete mich im Wasser auf und blinzelte in die Sonne. Er saß am Beckenrand. Ich beäugte ihn misstrauisch. Wenn einer anbot, mir das Schwimmen beizubringen, hatte er mit Sicherheit kein Leben. Zwei Jungs ohne ein Leben? Wie lustig war das denn?

Ich hatte die Regel, dass es besser war, mich mit mir allein zu langweilen als zusammen mit einem anderen. An diese Regel hielt ich mich weitgehend. Vielleicht hatte ich deswegen keine Freunde.

Er sah mich an. Wartete. Und dann sagte er noch mal: »Wenn du willst, kann ich dir beibringen, wie man schwimmt.«

Irgendwie gefiel mir seine Stimme. Er klang, als hätte er eine Erkältung, als würde ihm gleich die Stimme versagen. »Du klingst komisch«, sagte ich.

»Allergien«, erklärte er.

»Wogegen bist du allergisch?«

»Gegen die Luft.«

Ich musste lachen.

»Ich heiße Dante«, sagte er.

Ich musste noch lauter lachen. »Entschuldige«, sagte ich.

»Schon okay. Alle lachen über meinen Namen.«

»Nein, nein«, beruhigte ich ihn. »Es ist nur, weißt du, ich heiße Aristoteles.«

Seine Augen leuchteten auf. Der Typ war tatsächlich bereit, mir zuzuhören.

»Aristoteles«, wiederholte ich.

Dann drehten wir beide ein bisschen durch. Und lachten.

»Mein Vater ist Englischprofessor«, sagte er.

»Dann hast du wenigstens eine Entschuldigung. Mein Vater ist Postbote. Ich bin nach meinem Großvater benannt.« Und dann sprach ich den Namen meines Großvaters mit diesem korrekten mexikanischen Akzent aus: »*Aristotiles*. Und mein erster Vorname ist

Angel.« Und dann sagte ich ihn auf Spanisch: »Angel.«

»Du heißt Angel Aristoteles?«

»Ja. So heiße ich.«

Wir lachten wieder. Wir konnten nicht aufhören. Worüber lachten wir eigentlich? Nur über unsere Namen? Lachten wir, weil wir erleichtert waren? Waren wir glücklich? Lachen gehörte auch zu den Geheimnissen des Lebens.

»Früher hab ich allen gesagt, ich heiße Dan. Sind ja nur zwei Buchstaben weniger. Aber irgendwann hab ich damit aufgehört. Es war unehrlich. Außerdem kam es immer heraus. Und ich bin mir dann immer wie ein idiotischer Lügner vorgekommen. Ich fand es beschämend, dass ich mich für mich selbst schämte. Und das war nicht schön.« Er zuckte die Schultern.

»Mich nennen alle Ari«, sagte ich.

»Freut mich, Ari.«

Mir gefiel, wie er das sagte: *Freut mich, Ari*. Er meinte das ganz ernst.

»Okay, dann bring mir das Schwimmen bei.« Ich sagte das so, als täte ich ihm einen Gefallen. Entweder merkte er es nicht oder es war ihm egal, jedenfalls ging er nicht auf meine Bemerkung ein.

Dante war ein sehr genauer Lehrer. Er war ein guter Schwimmer und wusste alles über Arm- und Beinbewegungen, darüber, wie ein Körper im Wasser funktionierte. Wasser war etwas, das er liebte, das er respektierte. Er wusste um seine Schönheit und seine Gefahren. Er redete über das Schwimmen wie über eine Lebenshaltung. Er war fünfzehn. Wer war dieser Typ? Er wirkte ein bisschen zerbrechlich – aber das täuschte. Er war diszipliniert und zäh und klug; er tat nicht so, als wäre er dumm und gewöhnlich. Er war keines von beiden.

Er war lustig, konzentriert und leidenschaftlich. Er konnte wirklich leidenschaftlich sein. Und er hatte nichts Gemeines an sich. Mir war nicht klar, wie man in einer gemeinen Welt leben kann, ohne dass ein bisschen von dieser Gemeinheit auf einen abfärbt. Wie konnte jemand ohne einen Hauch von Gemeinheit leben?

Dante wurde ein weiteres Geheimnis in einer Welt voller Geheimnisse.

Den ganzen Sommer über schwammen wir und lasen Comics und Bücher, über die wir diskutierten. Dante hatte die alten *Superman*-Comics seines Vaters. Er liebte sie. Er liebte auch *Archie and Veronica*. Ich konnte den Scheiß nicht ausstehen.

»Das ist kein Scheiß«, sagte er.

Ich mochte *Batman*, *Spider-Man* und den *Incredible Hulk*.

»Viel zu düster«, meinte Dante.

»Und das sagt jemand, der auf Conrads *Herz der Finsternis* steht.«

»Das ist was anderes«, sagte er. »Conrad schrieb Literatur.«

Ich vertrat immer den Standpunkt, dass Comics auch Literatur sind. Aber für jemanden wie Dante war Literatur eine ernste Sache. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals einen

Streit mit ihm gewonnen zu haben. Er war der bessere Debattierer. Er war auch der bessere Leser. Seinetwegen las ich Conrads *Herz der Finsternis*. Als ich damit fertig war, sagte ich ihm, dass ich es hasse. »Aber«, fügte ich hinzu, »Conrad hat recht. Die Welt ist ein finsterer Ort. Das stimmt.«

»Deine Welt vielleicht, Ari, aber meine nicht.«

»Ja, ja«, sagte ich.

»Ja, ja«, sagte er.

Die Wahrheit ist, ich log ihn an. Ich fand das Buch toll. Ich hielt es für das Schönste, was ich je gelesen hatte. Als mein Vater sah, was ich las, meinte er, es sei eines seiner Lieblingsbücher. Ich hätte ihn gern gefragt, ob er es *vor* oder *nach* Vietnam gelesen hatte. Aber es hatte keinen Sinn, meinem Vater Fragen zu stellen. Er gab nie eine Antwort.

Ich hatte den Eindruck, Dante las, weil er gern las. Ich dagegen las, weil ich nichts anderes zu tun hatte. Er analysierte alles. Ich las nur. Wahrscheinlich musste ich mehr Wörter im Lexikon nachschlagen als er.

Ich war dunkler als er. Und ich rede nicht nur von unserem Teint. Er fand, ich hätte eine tragische Sicht auf das Leben. »Deswegen gefällt dir *Spider-Man*.«

»Ich bin eben mehr Mexikaner«, sagte ich. »Die Mexikaner sind ein trauriges Volk.«

»Wahrscheinlich«, sagte er.

»Du bist der optimistische Amerikaner.«

»Ist das eine Beleidigung?«

»Könnte sein«, sagte ich.

Wir lachten. Wir lachten immer.

Dante und ich waren unterschiedlich. Aber ein paar Dinge hatten wir auch gemeinsam. Wir durften zum Beispiel beide tagsüber nicht fernsehen. Unseren Eltern gefiel nicht, was das Fernsehen im Kopf eines Jungen anstellte. Wir wuchsen beide mit Predigten auf, die mehr oder minder so klangen: *Du bist ein Junge! Geh raus und mach was! Dort draußen wartet eine ganze Welt nur auf dich ...*

Dante und ich waren die beiden letzten Jungen in Amerika, die ohne Fernsehen aufwuchsen. Eines Tages fragte er mich: »Meinst du, unsere Eltern haben recht – dort draußen wartet eine ganze Welt nur auf uns?«

»Ich bezweifle es«, sagte ich.

Er lachte.

Dann hatte ich eine Idee. »Wir fahren mit dem Bus und sehen nach, was dort draußen ist.«

Dante lächelte. Wir fanden unsere Busfahrten toll. Manchmal fuhren wir den ganzen Nachmittag durch die Gegend. Ich sagte zu Dante: »Reiche Leute fahren nicht mit dem Bus.«

»Genau darum gefällt es uns.«

»Vielleicht«, entgegnete ich. »Sind wir arm?«

»Nein. Wenn wir von zu Hause ausreißen würden, wären wir arm.«

Ich fand das eine ziemlich interessante Bemerkung.

»Würdest du das gerne?«, fragte ich. »Ausreißen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Soll ich dir ein Geheimnis verraten?«

»Klar.«

»Ich bin begeistert von meinen Eltern.«

Darüber musste ich nun wirklich grinsen. Ich hörte das zum ersten Mal. Im Ernst, wer ist schon begeistert von seinen Eltern? Außer Dante.

Und dann flüsterte er mir ins Ohr: »Die Frau zwei Sitze vor uns. Ich glaube, sie hat eine Affäre.«

»Woher weißt du das?«, flüsterte ich.

»Sie hat ihren Ehering abgezogen, als sie in den Bus gestiegen ist.«

Ich nickte und lächelte.

Wir dachten uns Geschichten über die anderen Leute im Bus aus.

Denn *sie* schrieben bestimmt Geschichten über *uns*.

Ich stand anderen Leuten nie sehr nah. Ich war ein absoluter Einzelgänger. Ich hatte Basketball und Baseball gespielt, war bei den Wölfingen gewesen und hatte es dann bei den Pfadfindern versucht –, aber ich blieb immer auf Abstand zu den anderen Jungs. Ich empfand mich nie als einen Teil ihrer Welt.

Jungs. Ich beobachtete sie. Studierte sie.

Letztendlich fand ich die meisten Typen in meiner Umgebung nicht sehr interessant. Genau genommen war ich sogar ziemlich angewidert.

Vielleicht war ich ein bisschen hochnäsiger. Aber eigentlich glaube ich das nicht. Ich wusste bloß nicht, wie ich mit ihnen reden sollte, wie ich mich in ihrer Nähe geben sollte. Wenn ich mit anderen Jungs zusammen war, kam ich mir nicht klüger vor, sondern dumm und unzulänglich. Es war, als gehörten sie alle zum Club und ich war kein Mitglied.

Als ich im Alter für die Pfadfinder war, erklärte ich meinem Vater, dass ich keine Lust hatte. Ich hielt es nicht mehr aus.

»Probier es ein Jahr«, sagte er. Mein Vater wusste, dass ich mich manchmal gern mit anderen anlegte. Er hielt mir ständig Vorträge über körperliche Gewalt. Er wollte mich von den Gangs an meiner Schule fernhalten, wollte mich davor bewahren, wie mein Bruder zu werden, der im Gefängnis saß. Wegen meines Bruders, dessen Existenz bei uns zu Hause verschwiegen wurde, sollte ich also ein guter Pfadfinder sein. Das war ätzend. Warum sollte ich ein guter Pfadfinder sein, nur weil ich einen bösen Bruder hatte? Ich fand die Familienpolitik meiner Eltern bescheuert.